

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 47.

Halle a. d. S., Sonntag 25. November.

1888.

Inhalt: Drei alte Jungfern. Roman von Detlef Stern. (Fortf.) — August Bungerts Stellung zur Volksbühne und zum Volksdrama. Eine fettliche Stuble von Gustav Adolf Erdmann. — Land- und Hauswirtschaft: Erfahrungen im Anbau von Speisefarinfeln. Von A. Döcker in Neuhof. Eine empfehlenswerthe Fedenpflanze. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfalliges: Zur Erinnerung an Karl Weise. — Literatur und Kunst. Der Nachdruck aller Original-Artikel ist unterjagt.

## Drei alte Jungfern.

Roman von Detlef Stern.

(Fortsetzung.)

### 5. Kapitel.

Doktor Reichhardt war am nächsten Morgen in aller Frühe aufgestanden, hatte mit Herrn Paulsen das gewünschte Reispferd besehen, dasselbe gekauft und war sogleich auf demselben in die Stadt zurückgekehrt. Emma, welche gleichfalls früh aufstand, hatte ihm beim Kaffee Gesellschaft geleistet und bestellte den andern Damen seinen Abschiedsgruß. Tante Betty, welche trotz des harten Bettes bis in den Tag hinein geschlafen, zeigte eine sehr enttäuschte Miene, als sie den Doktor nicht mehr vorfand und erklärte, sobald wie möglich fahren zu wollen. Da auch Klara Waldow wieder in die Stadt zurückzukehren wünschte, so ließ Herr Paulsen anspannen und nach einem kurzen Abschied von der Kranken schieden beide Damen, die eine mit dem Versprechen, Emma zu benachrichtigen, sobald ihre Anwesenheit zu den Proben nöthig sei, die andere mit dem, sie zu vertreten, wenn es verlangt würde.

Dem Ausgange des Waldes nahe, hörten sie jubelndes Durcheinanderrufen, und als sie an der Lichtung vorüberkamen, von welcher aus man zu dem hoch gelegenen Brunnen-Hotel hinaufsehen konnte, bot sich ihnen ein so reizendes Schauspiel, daß Klara den Kutscher halten ließ, um den Anblick des malerischen Bildes länger zu genießen. Vom Hochplateau des Berges herab schimmerte das weiße Haus auf dunkelgrünem Grund und von ihm herunter über den terrassenförmig absteigenden Waldweg entlang ergossen sich unzählige rote, blaue und weiße Punkte, wie die farbigen Leuchtugeln aus einer Rakete. Aber diese Leuchtugeln erloschen nicht, sie verschwanden nur hier und da hinter dem Grün in einer Wegbiegung, im langen Gras, tauchten dann plötzlich wieder auf und vereinigten sich endlich in dem großen Fahrweg zu einer lebendigen Mädchen- und Kinderschaar, die jetzt den Wagen umringte und wie mit einer Stimme rief: „Guten Morgen, Tante Klara!“

„Wo ist die Allerweltstante, damit auch ich sie begrüße,“ tönte dann eine kräftige Bassstimme hinter einem Baume hervor, und mit einer Papiertüte in der Hand tauchte Herr Mathias Schumann aus einem Graben auf, in welchem er nach Pilzen gesucht hatte.

„Der Allerweltsonkel, der Allerweltsonkel!“ riefen die Kinder und zerrten ihn an den Rockschößen dem Wagen zu, während die größeren Mädchen untereinander lüchelten und auf die strohgelbe Perrücke des Crapotketers wiesen, die sich bedenklich verschoben hatte.

„Tolles Volk!“ brummte Herr Mathias, indem er seine Rockschöße mit der rechten Hand befreite, während die Linke die Papiertüte hoch hielt. „Ist das der Dank für den Morgenkaffee, den ich euch arrangirt habe? Wollt ihr gleich loslassen, ihr kleinen Kobolde!“

„Die Frau Kommerzienrätthin!“ sagte eins der größeren Mädchen halblaut.

Sichernd und flüsternd stob die Kinderschaar auseinander und schieue Blicke flogen den Weg hinan, von welchem die genannte Dame, auf den Arm ihrer Tochter gestützt langsam herabgestiegen kam. Herr Mathias hatte sich dem Wagen genähert; er schwenkte die Papiertüte zum Gruß; aber plötzlich wurde sein dunkelrothes Gesicht kirschbraun — er entdeckte hinter dem bergenden Sonnenschirm das Gesicht seiner Jugendliebe. Zwanzig Jahre waren vergangen, und obgleich feiner von ihnen die kleine Stadt seitdem verlassen, so hatten sie sich doch in der langen Zeit niemals so nahe gegenüber gestanden wie heute. Onkel Mathias, der nie Verlegene, fühlte sich fassungslos, aber Klara, welche die Verhältnisse kannte, half ihm schnell über seine Verlegenheit hinweg, indem sie ihm mit fröhlich unbefangener Miene die Hand aus dem Wagen reichte und scherzend sagte:

„Recht so, Herr Schumann, immer mitten zwischen der

### Mannichfalliges.

#### Zur Erinnerung an Karl Weise.

Es scheint uns angemessen, daran zu erinnern, daß am 19. d. 75 Jahre seit der Geburt des am 31. März d. J. zu Freienwalde a. O. verstorbenen Volksdichters Karl Weise vergangen waren. Karl Weise erblickte bekanntlich das Licht der Welt in unserer Stadt Halle, in dem Hause Kleine Ulrichstraße 29.

Ein ereignisreiches Leben hat sich in diesen 75 Jahren abgepielt, ein Leben reich an Kämpfen und Enttäuschungen, aber auch reich an Errungenschaften, wie letztere einem Handwerksmann wohl selten zutheil geworden sind.

In dem Alter, wo viele Männer die Arbeit ihres Lebens für abgeschlossen erachten und in den ersehnten Ruhestand übergehen, trat Weise erit in seinen eigentlichen, ihm von der Natur vorgeschriebenen Beruf. Er war bereits Fünzigjähriger, als er sein erstes Wändchen Gedichte „Blumen der Wälder“ in die Welt sandte, und wie that er dies! nicht aus eigenem Antriebe; mit Wangen und Bagen, von einem jungen Freunde, der das frische, reine Herz und das echte Dichtergemüth Weise's wohl erkannt, erst dazu gebrängt.

„Ja, ihr müßt ins Leben dringen, ich will lehnstüchsvoll harren, ob ich weiter singen, ob die Harfe weiter klingen oder schweigen soll.“

Mit diesen Worten übergab Karl Weise sein Erstlingswerk der Welt. Es beurtheilte keines zu langen Harrens feinerleits; von allen Seiten, von Hoch und Niedrig ergingen bald anerkennende, aufmunternde Zuschriften an den neuen Volksdänger. „Weiter-singen!“ ertönte es von nah und fern. Mit dem nun folgenden Wiederwerk „Die deutsche Handwerkerbraut“, welches Weise, durch den Erfolg des ersten Büchleins ermutigt, erscheinen ließ, hatte er sich bereits weitere Kreise des deutschen Volks erschlossen.

„Gehe vom Häuslichen aus und verbreite dich, so gut du kannst, über die Welt.“

dieses Wort Goethe's war das Motto Karl Weise's, dem er bis zu seinem Tode treu geblieben. Alles, was er schrieb, schrieb er aus seinem Herzen, aus der Familie, aus dem Volk für das Volk.

Sein „Familienleben in Dichtungen“ ist weltbekannt und, wie von eriten deutschen Männern anerkannt, eine Perle unierer Volksliteratur. In der Hütte des armen Mannes sowie in den Palästen der vornehmen Welt hat das reine Lied Karl Weise's gleiche Begeisterung erweckt; selbst in der Bibliothek unieres Kaiserhauses fehlen die Werke Weise's nicht. Kaiser Wilhelm I. hat den schlichten Volksdänger zu wiederholten malen in huldvollster Weise ausgezeichnet, ebenso andere fürstliche Persönlichkeiten.

Die bekanntesten Werke Weise's außer den genannten sind: „Lorbeer und Rose“, „Die Läufer aus dem Aulathale“, „Weihnachtserelebnisse einer Handwerkerfamilie“, „Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Deß“, „Aus Kaiser Wilhelms Jugendentagen“ u. a. m.

Jugend; das erhält Sie selber so jung und frisch. Wenn das Böltchen auch einmal etwas ausgelassen wird, man hat doch seine Freunde daran."

"Ja," meinte Herr Mathias, "Sie sind auch eine Freundin der Jugend und deshalb wollte ich Sie zu diesem Waldvergnügen einladen. Ich war sehr enttäuscht, als ich Sie nicht zuhause traf, und mußte nun die Kommerzienrätin bitten, die Bemutterung meiner Gäste zu übernehmen. Wo haben Sie denn gesteckt? Immer in Grenwitz?"

"Ja, und komme erst jetzt mit Fräulein Paulsen zurück."

Herr Mathias that, als ob er die Genannte nun erst bemerkte und schon an seinem Hute, wodurch die Herrücke wieder an die rechte Stelle kam. Fräulein Betty tauchte einen Augenblick unter ihrem Sonnenschirm auf, grüßte erdrosselnd und verständig wieder hinter demselben.

Jetzt war auch die Kommerzienrätin herbeigekommen, begrüßte die Damen und schlug ihnen vor, den Heimweg gemeinschaftlich zu Fuß zurückzulegen. Klara war sogleich bereit, Fräulein Betty aber erklärte, daß sie rasch zuhause zu sein wünsche und daher den Wagen weiter benutzen werde. Unter lautem Hurrah der Kinder fuhr sie davon, während Klara mit der Kommerzienrätin und Herrn Mathias der kleinen Schar folgte.

Frau Kommerzienrätin Hegemann klagte über Mattigkeit und Kopfschmerzen. Sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen und wäre lieber im Bette geblieben, als so früh morgens in den Wald zu gehen; sie habe nur ihr Herrn Schumann gegebenes Versprechen nicht zurücknehmen wollen.

Der Apotheker murmelte, daß er ihr für das ihm und den Kindern gebrachte Opfer sehr dankbar sei, daß er aber nicht begreifen könne, wie die Frau Kommerzienrätin sich über Dinge, an die sie nun doch bereits gewöhnt sein sollte, so erregen könne, daß ihr der Schlaf darüber abhanden komme.

"Da rege sich einer nicht auf," rief Frau Hegemann entrüstet aus. "Sie wissen doch, wie sie einen mit ihrem ewigen Widerspruch reizt. Ich gäbe etwas darum, wenn ich diese Comitésitzungen vermeiden könnte, aber da mein Mann und ich doch die Hauptpersonen dabei sind und die Entscheidung in den streitigen Punkten schließlich uns zusteht —"

"Natürlich steht sie Ihnen zu," stimmte Herr Mathias bei. "Thun Sie ihr den Willen nicht! Besser Sie zwingen sie, aus dem Vorstande auszutreten, dann sind Sie allen Aerger auf einmal los."

"Daran habe ich wirklich schon gedacht; mein Mann will nur noch nichts davon hören, aber ich werde ihn zu überzeugen suchen."

Klara hatte stillschweigend zugehört; sie wußte, ohne daß der Name genannt wurde, daß von Fräulein Weber die Rede war und es berührte sie schmerzlich, eine immer mehr hervortretende Feindseligkeit der Kommerzienrätin gegen dieselbe zu gewahren.

"Ich glaube, Sie würden Charlotte doch sehr vermissen, wenn dieselbe wirklich aus dem Vorstande des Aufsichtsrates austräte," warf sie ein.

Viele Pläne zu größeren Werken hatte der greise Dichter noch kurz vor seinem Tode entworfen, unermüdet arbeitete sein Geist bis zum letzten Lebensstage; aber der altersmüde Körper konnte den leichten Schwingen seines Geistes nicht mehr folgen. Ein Schlaganfall machte am heiligen Abend vor Oftern diesem vielbewegten Leben ein Ende.

### Literatur und Kunst.

\* Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Literarhistorische kritische Studien von Gustav Adolf Erdmann. Verlag von H. Herold in Wittenberg. Das Werk beruht auf sorgfältigsten Quellenstudien, die mit dem Jahre 1518 beginnen und bis auf die jüngste Gegenwart durchgeführt sind. Verf. hat keine Mühe gespart, um die größte Vollständigkeit zu erzielen. Die neueren Lutherfestspiele sind — unabhängig von den älteren Erfolgen, welche sie erlangen — einzig auf ihren künstlerischen Werth und ihre historische Treue, die bei einem Lutherfestspiel vor allen Dingen gewahrt bleiben muß, einer strengen aber unparteiischen Kritik unterzogen worden. Endlich sind die herrlichen Ideen über eine Volksbühne im Shakespeare'schen Sinne eingehend berücksichtigt und in Uebereinstimmung mit anderen Dramaturgen ersten Ranges als unfruchtbare Träume verworfen. Zum Schluß ist

"Durchaus nicht, wenn z. B. Sie, Fräulein Walbow, an ihre Stelle treten wollten," sagte die Kommerzienrätin.

"Das will ich aber nicht," entgegnete Klara lächelnd; "auch würden Sie wirklich eine schlechte Eroberung an mir machen. Ich fühle so gar keinen Beruf zu öffentlichen Wohlthätigkeitsämtern in mir und diesen muß man fühlen, wenn man etwas leisten will."

Aber Sie leisten ja schon viel. Sie unterstützen unsere Kasse fleißig; Sie nähen und stricken Berge zusammen für unsere Weihnachtsbescheerungen —

Aber ich bleibe dabei still zuhause und betheilige mich an keinem einzigen Verein."

"Als ob das ein Unrecht wäre!" rief Herr Mathias. "Dafür freut sich auch ein jeder, wenn er Sie zum Besuche in sein Haus treten sieht, denn er ist sicher, daß Sie nicht aus jeder Tasche eine Lotterieliste oder einen Suppenteller ziehen."

"Sie werden anzüglich, Herr Schumann," sagte die Kommerzienrätin.

"Nichts für ungut, aber ich dachte dabei hauptsächlich an Fräulein Weber."

Und wenn dieselbe nicht den Muth hätte, die keineswegs angenehmen Besuche zu machen und den Leuten, so zu sagen, die Pistole auf die Brust zu setzen, wie sollte es werden? Ich gestehe, daß ich sie oft um diesen Muth beneidete, aber wenn ich je ihrem guten Beispiele zu folgen entschlossen war und mich zu dem Muth aufgerafft hatte, ein Duzend Loose unterzubringen, immer noch samt mir derselbe im letzten Augenblicke; ich behielt die Loose und bezahlte sie aus eigener Tasche. Und warum das? Doch lediglich aus Furcht, meinen Nebenmenschen lästig zu fallen."

Wollte der Himmel, Fräulein Weber hätte auch etwas von dieser Furcht, meinte Herr Mathias.

"Nicht doch, ich scheute mich so oft ob dieser Feigheit," rief Klara warm, "und gäbe viel darum, wenn ich mich in diesem Punkte zu Charlottens Charaktergröße aufschwingen könnte, allem trogen zu können, persönliche Unbill, Demüthigungen und Zurücksetzungen aller Art geduldig entgegenzunehmen, nur um den leidenden Mitmenschen zu dienen und ihr Glend zu erleichtern, das ist wahrlich nichts Kleines, und wir, die wir die Fähigkeit zu dieser schweren Aufgabe nicht besitzen, sollten wenigstens die Thatkraft Charlottens anerkennen und ihr unsere Bewunderung nicht versagen."

"Bewunderung? Was fällt Ihnen ein, Fräulein Walbow?" entgegnete die Kommerzienrätin gereizt. "Um Bewunderung zu verdienen, muß man nicht so viele Schwächen und Fehler zur Schau tragen, wie Fräulein Charlotte."

"Ich denke diese Schwächen und Fehler sind rein äußerlich, und man könnte über dieselben hinwegsehen."

"Ihr Widerpruchsgeist ist unerträglich," sagte Frau Hegemann.

Und ich behaupte, daß ihr Egoismus größer ist als ihr Widerpruchsgeist," fügte Herr Mathias hinzu.

Klara sah still vor sich hin. Die Unterhaltung war wieder auf einem Punkte angelangt, wo sie die Freundin nicht ver-

fügte dasjenige angedeutet, was von einer wahren Volksbühne zu fordern ist.

\* Heft 1/2 des neuen (sechszwanzigsten) Jahrganges der Deutschen Roman-Zeitung, redigirt von Otto v. Veigner, Verlag von Otto Fank in Berlin, hat folgenden Inhalt: "Aeden auf der Ehre." Roman von G. Schobert. — "Sibyllen's Eid." Roman von E. v. Wald-Bedtwig. — Feuilleton: Beichte. Von John Nicolassen. — Neues über den Hypnotismus. Von Max Dessior. — Vertraute Habicht. Eine wahre Schatzkammergeschichte. Von Ulrich Grafen Schand. — Unsere Streitfragen. — Ein Katechismus für Bergsteiger aus den Tagen Josephs II. Von B. v. Radicz. — Randbemerkungen zum Buche der Zeit. Von Otto v. Veigner. — Sinnprüfungen. Von Anna Bösch. — Schöne und uneheliche Literatur. — Vermischtes. — Briefkasten.

\* Köhler's Deutscher Kaiser-Kalender (Verlag von Wilhelm Köhler in Minden i. W., Preis 50 Pf.) zeichnet sich dadurch aus, daß er in allen seinen Abtheilungen, von der Genealogie und den Gedenktagen anfangend bis zu seinen Hauptartikeln, seiner Weltanschauung, alle Ereignisse bis zur jüngsten Gegenwart bringt. Text und Bilder sind durchweg patriotisch gehalten und schildern in historischer Treue die welterschütternden Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges.



theidigen konnte, ohne die andern anzugreifen, und da sie nicht über alle Punkte unterrichtet war, so schwieg sie.

Man hatte jetzt die Stadt erreicht, und da es gerade Mittag war, so entleerten sich die Schulen. Eine Gruppe von Lehrern stand vor dem Gymnasium zusammen und aus derselben löste sich Herr Winkler, um die Näherkommenenden zu begrüßen. Man fragte nach seiner Frau und erhielt gute Auskunft; sie sei wesentlich besser und werde in 14 Tagen so weit gefräftigt sein, ihrem Hausstande wieder vorzustehen. Dann ergoß sich Herr Winkler in Lobeserhebungen über Fräulein Weber, die ihm so treu in schweren Tagen beigegeben habe und deren Leistungsfähigkeit er bis in die Wolken erhob. „Sie kann alles, thatsächlich alles,“ sagte er, „und wenn sie Haus und Kinder besorgt hat, dann bleibt ihr doch noch Zeit, an ihre Armen, ihre Vereine, ihre Schulen zu denken, und abends ist sie immer frisch zu einer anregenden, interessanten Unterhaltung. Ich werde sie sehr vermissen, wenn sie nicht mehr täglich kommt.“

Klara sah Herrn Mathias mit einem triumphirenden Blicke an. Dieser suchte die Achseln und murmelte: „Der ist erst zwölf Monate hier; auf die Länge wird er schon genug von ihr bekommen.“

Die Kommerzienrätthin lächelte spöttisch: „Ist Ihre Frau derselben Ansicht, wie Sie, Herr Oberlehrer?“

„Meine Frau hat alle Ursache, ihr dankbar zu sein,“ erwiderte Winkler mit Nachdruck.

Sie kamen jetzt an der Wohnung des Oberlehrers vorüber und beide Damen sprachen den Wunsch aus, die junge Mutter zu sehen. Winkler ließ sie eintreten und bat die Damen, sich nach oben zu verfügen, während er in seinem Arbeitszimmer sich seiner Bücher entledigte. Oben an der Treppe stand die Magd, wie eine Schildwache, und empfing die Emporkommenden mit dem Bemerkten, daß sie niemanden einlassen dürfe.

„Ist die junge Frau noch immer nicht wohl?“, fragte Klara.

„Herr Winkler sagte doch —“

„Ganz wohl ist sie,“ erwiderte die Magd. „Sie sitzt im Lehnstuhl und hat schreckliche Langeweile, aber Fräulein Weber hat es verboten, Besuche einzulassen.“

„Dann wird es wohl keine Ursache haben,“ sagte Klara und wollte sich zurückziehen.

Aber die Kommerzienrätthin war durchaus nicht geneigt, das Verbot zu respektiren.

„Gehen Sie hinein und sagen Ihrer Dame, daß ich hier bin, Kommerzienrätthin Hegemann! Und dann hören Sie, was sie antwortet.“

Die Magd verschwand und kam sogleich mit der Bestellung zurück, daß Frau Winkler sich sehr freue; die Damen möchten nur eintreten.

Sie fanden die junge Frau sorgfältig in Kissen gepackt im Lehnstuhl sitzen, mit der Wiege neben sich, in welcher das Neugeborene schlief. Sie sah sehr blaß aus, ihre Augen zeigten die Spuren frisch vergossener Thränen.

„Wie dankbar bin ich Ihnen,“ rief sie den Eintretenden entgegen, „daß Sie sich nicht abweisen ließen, und wie glücklich bin ich, daß gerade Sie es sind, liebe Frau Kommerzienrätthin, und Sie, Fräulein Waldow, zu denen ich ein so herzliches Vertrauen habe und zu denen ich mich ungeheurt aussprechen kann.“

„Was giebt es denn?“ fragte Frau Hegemann in sehr mütterlichem Tone, indem sie ihren Stuhl dicht an den der

jungen Frau schob. „Ich denke, hier ist nur eitel Freude und Jubiliren.“

Statt aller Antwort brach die junge Frau in einen Thränenstrom aus und es dauerte eine Weile, bis sie sich soweit gefaßt hatte, um unter Schluchzen zu sagen: „Ich bin gewiß recht thöricht und unanständig dazu; ich schelte mich auch selbst jeden Tag darum, aber ich kann diese Herrschaft einer Fremden in meinem Hause nicht ertragen.“

„Ah, ich verstehe! Fräulein Weber!“ rief die Kommerzienrätthin und sah Klara mit einem überlegenen Blicke an.

„Sie meint es ja gewiß sehr gut,“ fuhr die junge Frau fort, „und mein Mann hat gewiß recht, wenn er sagt, es wäre ohne sie alles drunter und drüber gegangen — aber ich wollte doch, sie wäre nie in unser Haus gekommen.“

„Ich begreife nicht!“ — warf Klara ein, „was ist denn vor-  
gefallen?“

„D, nichts Besonderes. Daß sie in diesen Tagen im Hause regiert hat, als wäre sie Herrin, das verzeihe ich ihr gern; daß sie aber täglich bemüht ist, meinen Mann von ihrer Vollkommenheit und von meiner Unbrauchbarkeit zu überzeugen, das kann ich ihr nicht vergeben. Ich weiß sehr wohl, daß ich eine mangelhafte Wirthin bin; daß ich als Süddeutsche der strengeren norddeutschen Pünktlichkeit, Ordnung und Vorzüge noch nicht genügend Rechnung trage. Mir fehlen auch die Gesundheit und die Energie, rasch durchzugreifen, aber der gute Wille fehlt mir nicht, und nach und nach wird alles besser werden. Ich würde auch gern Fräulein Weber's Rathschläge hören und ihre Hilfe dankbar annehmen, wenn sie mir aber in Gegenwart meines Mannes Vorlesungen hält und mit mitleidiger Miene sagt: „Aber, liebe, kleine Frau, wie sieht es in Ihrem Wäscheschranke aus“, oder: „Meine Beste, Sie müssen die Vorräthe in Ihrer Speisekammer nicht so gänzlich ausgehen lassen“, und weiter: „Wie ist es nur möglich! Ich habe kein einziges heiles Kinderhemdchen gefunden.“ Und wenn sie sich dann hinsetzt, und eine Liste der Hauswäsche aufschreibt, oder einen langen Einkaufszettel zur Bervollständigung der Speisevorräthe, oder einen großen Korb zerrissener Kinderhemden vor sich aufstellt und mit der Energie und Geschwindigkeit, mit der sie alles ansaßt, einen Flicken nach dem anderen aufsetzt, dabei mit meinem Manne über allerlei gelehrtes Zeug hin- und herstreitet, dann sehe ich, wie dieser ganz in Bewunderung ihrer Vortrefflichkeiten aufgeht und anfängt, mich für eine vollständige Null zu halten.“

Das blasse Gesicht der jungen Frau hatte sich bei dieser langen, eifrigen Rede geröthet und aufs neue traten Thränen in ihre Augen.

„Was habe ich gesagt,“ triumphirte die Kommerzienrätthin, „sich selber zur Geltung bringen, das ist der Zweck aller menschenfreundlichen Bemühungen Fräulein Webers.“

„Sie urtheilen zu hart, Frau Kommerzienrätthin,“ warf Klara ein.

„Und ich sitze hier und muß alles über mich ergehen lassen!“ sagte Frau Winkler weiter. „Aber sobald ich mich kräftig genug fühle, die Zügel selbst wieder in die Hand zu nehmen, da mache ich der Sache ein Ende, mag sie mich undankbar schelten oder nicht.“

Der Eintritt des Oberlehrers unterbrach das Gespräch. Man wechselte noch einige Worte, das Kindchen in der Wiege wurde bewundert, und dann schieben die Damen, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

(Fortf. folgt.)

## August Bungert's Stellung zur Volksbühne und zum Volksdrama.

Eine kritische Studie.

Seit Hans Herrig in Worms mit seinem kirchlichen Festspiel „Luther“ so große Erfolge errang und dieses merkwürdige Stück im Triumph durch ganz Deutschland führte, blühte wie auf einen Zauber Schlag eine ganze dramatische Literatur von eigenthümlicher Art bei uns auf, eine Literatur, die mit der anspruchsvollen Forderung hervortrat, als eine reformatorische bezüglich unserer modernen Bühne angesehen und beachtet zu werden. Es handelte sich um nichts Geringeres, als eine neue Form des Theaters ins Leben zu rufen, eine Bühne zu gründen, welche sich ganz dem Kunstideal opfere, durch ihren Einfluß den Geschmack des Volkes im allgemeinen

veredele und das Interesse an gediegenen dramatischen Werken und Aufführungen belebe.

Gewiß: ein schönes und hohes Ziel, das zu verfolgen gerade in unserer Zeit, in welcher das französische Sittenstück sich auf den deutschen Bühnen breit macht, in welcher alberne Fassen allabendlich volle Häuser erzielen und die meisten Theaterleiter mehr auf die Gediegenheit der Ausstattung als auf die des Inhaltes sehen, notwendig ist. Nur ist's ein Irrthum jener Bühnenreformatoren, wenn sie annehmen, daß sie allein dieser idealen Aufgabe nachstreben, daß nur durch das Betreten jener Pfade, welche sie wandeln, das Heil für

die deutsche Bühne zu erreichen sei. „Besondere Pfade führen zum hohen Ziel“ und das Ideal der deutschen Bühne hochzuhalten, es nicht im Schlamm französischer Sittenlosigkeit, auf welcher der Geist irrwischgleich fladert, unterinken, es nicht von flacher Jote überschreien oder vom Ausstattungs-luxus überstrahlen zu lassen, ist das ernste Bestreben zahlreicher deutscher Dramatiker und Dramaturgen, die den Sonderbestrebungen jener Theaterreformer durchaus fernstehen. Sollte man den Schilderungen jener Gruppe Glauben beimessen, dann müßte allerdings binnen kurzen Tagen das schaurige Ragnarök über das deutsche Theater hereinbrechen, und bei der darauf folgenden Erneuerung würde aus dem Schutt erriehen die Volksbühne, wie sie sich jene Herren konstruieren.

Betrachten wir das Eigenartige dieser „Volksbühne“ und dessen, was sie zu bieten beabsichtigt, etwas näher. Zwei Werke werden uns da orientierend zur Hand gehen müssen, Hans Herrig's „Lusttheater und Volksbühne“\* und August Bungert's „Hutten und Sickingen“\*\*, das neueste dramatische Werk des bekannten Dichterskomponisten. Ich werde mich vorzugsweise an Bungert halten, da ich die Herrig'schen Anschauungen über die Volksbühne und das Volkstück bereits eingehend in meiner neuesten Schrift\*\*\* beleuchtet und widerlegt habe, während mir Bungert's Dichtung mit ihren einleitenden, sich auf das Volkstück beziehenden Bemerkungen, die besonders wertvoll sind bezüglich der Rolle, welche der Kunst im allgemeinen und dem Chorgesang im besonderen eingeräumt wird, erst nach Drucklegung meines Werkes bekannt wurde.

Das Publikum — das ist die Absicht der Schwärmer für die neue Bühnenform — soll möglichst aktiv an den Vorgängen auf der Bühne theilnehmen, soll in nähere Berührung mit den Agirenden treten, möglichst selbst „mitspielen“ und vor allem die Gefühle, welche das Kunstwerk in ihm erregt, auch zum allgemein vernehmbaren Ausdruck bringen. Dieser Aufgabe sollen die verschiedenen Einrichtungen der neuen Bühne dienen, die technischen sowohl wie die künstlerischen.

Statt der tiefen Bühne, welche durch das Orchester vom übrigen Zuschauerraume abgeschlossen ist, bietet sich dem Zuschauer eine breite Vorderbühne, von der in den Zuschauerraum Stufen hinabführen, welche eine tatsächliche Circulation zwischen Schauspielern und Hörern ermöglichen. Mittel- und Hinterbühne, die nur wenig benutzt werden, sind von geringer Tiefe. Ich kann aber nicht behaupten, daß ich durch diese Einrichtung mich jemals mehr mit den Darstellern eins gefühlt hätte als in irgend einem modernen Theater, kann auch nicht begreifen, wozu dieses Gefühl etwa dienen soll. Wenn sich der Hörer nur mit der Idee eins fühlt, deren Träger der Schauspieler ist, etwas weiteres ist gewiß nicht bezweckt; und das ist ebenso gut zu erreichen, wenn der Zuschauer von der Bühne räumlich durch das Orchester getrennt ist. Durch die Entfernung dieses Trennungsmittels kann ja doch nur symbolisch das Verschmelzen von Zuschauer und Actor angedeutet werden, eine Symbolik, die ohne irgend welche praktische Folgen ist.

Dagegen ist der Wunsch, unseren Dramen das häufige Niederlassen des Vorhanges zu sparen, durch welches nur der Faden der Entwicklung zerrissen wird, gewiß recht schön und begegnet einem mehr oder weniger tief gefühlten Bedürfnis. Jedoch läßt sich dieser Idealzustand nicht durch die Mittel erreichen, welche die neue Bühne anwendet. Bei ihr wird die Vorderbühne überhaupt niemals verdeckt, sondern liegt stets den Blicken frei. Hat sich der Vorhang vor der Mittelbühne geschlossen, so geht das Spiel ohne sichtbare Unterbrechung auf der Vorderbühne weiter. Dies läßt sich aber nur auf der dekorationslosen Bühne erreichen, als welche sich ja das sog. „Volksbühne“ einführt, wobei es merkwürdigerweise eine unentwickelte Bühnenform, die altenglische Shakespeare's, sich als Muster nimmt. Gerade gegen den Mangel an Dekoration habe ich mich in meiner vorher citirten Schrift gewendet und das Unrichtige der von den Vorkämpfern dieser Idee angeführten Gründe nachgewiesen, und zu meiner Freude sehe ich, wie sich täglich die Stimmen vonseiten berufenener Kunstrichter gegen die Dekorationslosigkeit der Bühne mehren,

\* Berlin, Verlag von Fr. Luchhardt 1887.

\*\* Berlin, Verlag von Fr. Luchhardt 1888.

\*\*\* Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Literarhistorisch-kritische Studien von G. A. Erdmann. Wittenberg, Verlag von H. Herrold. 1888 pag. 139-155.

während die Stimmen für dieselbe fast nur auf der Seite interessirter Pastoren zu suchen sind und auch hier nicht einmal bedingungslos. Wir müssen also die kurzen Unterbrechungen der Dichtung, welche durch Dekorationsumwandlung bedingt werden, für die moderne Bühne zunächst noch nicht in den Kauf nehmen. Die Sache ist übrigens auch nicht so schlimm, wie sie bei der grellen Beleuchtung, in welche die Bühnenverbesserer sie rücken, erscheint. Dekorationsumwandlungen kommen gewöhnlich nur da vor, wo die Handlung eine kleine Unterbrechung erträgt, weil in ihr selbst an dieser Stelle eine Ruhepause ist. Auch ist das unterbrechungslose Weiterspielen auf der Volksbühne ebenfalls nur Schein. Statt des heruntergelassenen Vorhanges wird in allen Volkstücken nach dem Herzen der Neuerer ein längeres Musikstück eingeschoben, welches wohl zu der vorausgehenden Handlung paßt, aber doch zweifellos den Gang derselben ebenso beeinträchtigt wie das Herunterlassen des Vorhanges. Wir haben in den modernen Volkstheatern also zwar keine sichtbare Unterbrechung, wohl aber eine hörbare, in beiden Fällen also eine fühlbare. Wodurch dieselbe fühlbar wird, spielt doch wahrlich eine nebenwichtige Rolle!

„Gelingt es dem Dichter — schreibt Bungert auf S. IV. — von Anfang an das Publikum, sagen wir das Volk, zu fesseln, zu stimmen, hinzureißen, so wird es gerne im Verlauf der Handlung ein Wort, wenn auch nicht mit dreinreden, so doch mit dreinsingen . . .“

Ich glaube kaum, daß diese Ansicht Bungert's, die auch von Herrig getheilt wird, mit den Erfahrungen der Psychologie übereinstimmt. Ein wirklich fesselndes Dichterverk löst das Publikum von Anfang bis zum Schluß garnicht daran denken, mitzureden oder mitzuwirken; es schlägt die Hörer eben, wie der Ausdruck ganz richtig besagt, in Fesseln, läßt sie ganz in dem Genuß des Kunstwertes aufgehen und jede Einmischung durch die eigene Person als unangenehme Störung empfinden. Einen wirklich kunstsinigen Menschen, der mit jeder Faser seines Geistes ein Drama von der Bühne aus auf sich wirken läßt, wird durch jeden Applaus, der den Darstellern auf offener Scene ja sogar bei kürzeren Unterbrechungen gesendet wird, unangenehm berührt. Er will mit seinen Gedanken und Empfindungen möglichst allein und in erhabender Ruhe sein, aus welcher er durch das Rufen und Klatschen aber plötzlich häßlich aufgeschreckt wird. Ebenso wird es ihm widerstreben, nach einem wirkungsvollen Austritt die Gefühle und Gedanken, welche er in seiner tiefsten Seele hegt und bewegt, in Worte und Töne umzusetzen und so der Allgemeinheit sein geheimes Fühlen anzuvertrauen. Er befindet sich durch die Macht der Kunst in einer eigenthümlich weihvollen Stimmung. Wer ihm da zumuthet, in einen allgemeinen Volksgejang mit einzufallen, der muß über den Eindruck, welchen ein solcher Gejang aus Hunderten von ungeschulten Kehlen in künstlerischer Hinsicht macht, doch sehr im Irrthum befangen sein. Dem begeisterten Kunstgenießer wird es gehen wie einem, dem ein herrlicher Zaubergarten plötzlich durch einen Cyclon vernichtet wird. Er erwacht aus seiner Illusion und wird gewahrt: das, was er sah, war nicht Wirklichkeit, es war Schein.

Aus diesen Gründen würde ich es im Interesse des wahren, höheren Kunstgenusses lebhaft bedauern, wenn auf gegnerischer Seite mit wirklichem Erfolg für Einführung des Allgemein-gejanges im sog. „Volksbühne“ gekämpft würde. Daß die Gegner sich darauf berufen werden, einem Bedürfnis der Hörer entgegen zu kommen, spielt keine Rolle für mich. Das kunstunwürdige Volk hat die Schwäche, seine Anwesenheit stets gerne bemerkbar zu machen und auch dort ein Wort mitzureden, wo es nur zu empfangen aber nichts zu sagen hat. Man sollte diese Schwäche als Schwäche hinstellen, nicht aber derselben opfern!

Nicht ganz so streng möchte ich gegen die Anwendung des Chors auf der Bühne urtheilen, doch gehen auch hier die Neuerer offenbar viel zu weit. Dieselben lassen fast keine Scene verstreichen, ohne einen Sängerkhor auf die Bühne gebracht zu haben. Solange nun solche Gejänge in den Rahmen der Handlung hineinpaffen, solange sie sich durch den Ausbruch elementarer Begeisterung von handelnden Volksmassen erklären, sind sie zu gestatten und werden zur Belebung des Ganzen und zur Verlebung des Scheines echter Natur nicht wenig beitragen. Wenn aber urplötzlich Chöre in geordnetem Zuge auf der Bühne erscheinen und ein Lied absingen, um dann wieder zu verschwinden, Chöre, die an der

Handl  
nicht o  
in jede  
tauchen  
selben,  
ihr L  
dieses  
Volks  
dieser  
dem A  
soll, v  
unter  
brauch  
nicht z  
des H  
psycho  
zu löse  
Aber  
noch  
ment  
einige  
von b  
sie im  
weist  
Melod  
dramat  
gener  
instru  
da s  
dem f  
Anzahl  
keinem  
Leg  
Legte,  
stimm  
ob es  
Poetik  
zu la  
zu er  
nicht.  
Po  
ihren  
Verh  
um  
Man  
im L  
Liebe  
bilde  
Volk  
wird  
beide  
geme  
an d  
die  
gehö  
fühle  
leber  
I  
die  
Wu  
wäh  
die  
Wir  
I  
ga  
wie  
Fu  
eig  
wir  
Fre  
and  
eine  
Ze  
als  
In  
tro  
flü



Handlung vorher nicht theilgenommen haben und auch jetzt nicht an derselben theilgenommen sind; wenn ferner solche Chöre fast in jeder Scene, in jedem Akt aber mindestens mehrmals auftauchen; wenn sie bald auf der Scene, bald hinter derselben, bald der Bühne gegenüber im Rücken der Zuschauer ihr Lied erschallen lassen; dann wird mit der Anwendung dieses Kunstmittels Mißbrauch getrieben. Selbst der größte Volkstheater-Entusiast muß bei näherer Prüfung die Unnatur dieser häufigen Chorgesänge erkennen, eine Unnatur, welche dem Wesen der Bühne, die ein Spiegelbild des Lebens sein soll, vollständig entgegen ist. Wie schwer das Drama selbst unter diesen unausgesetzten gefanglichen Unterbrechungen leidet, brauche ich wohl nur leise anzudeuten. Ich kann durchaus nicht zugestehen, daß diese fortwährende Ablenkung der Sinne des Hörers dazu beiträgt, die Erkenntniß der feingepönten psychologischen Fäden und deren Verfolgung zu erleichtern und zu fördern.

Aber Bungereit geht in seiner Eigenschaft als Musiker noch einen Schritt weiter. Er läßt sogar häufig Instrumentalmusik in die Handlung eingreifen, weil „oft bloß einige Accorde im Orchester oder hinter der Scene geradezu von befreiender Wirkung auf den Zuschauer sind; oft können sie im anderen Falle Gräßliches mildern.“ (pg. VIII.) Er weiß sogar direkt auf sein Ziel hin, auf die Schaffung des Melodramas mit Instrumentalmusik als das zukünftige Volksdrama und meint: „daß . . . durch Hinzutreten des Chores in jener oben angegebenen Weise oder durch Mitwirkung geringer instrumentaler Mittel, wenn sie vom Autor des Werkes, das Werk schaffend, erkunden sind und organisch mit demselben verbunden aufzutreten, noch eine große Anzahl neuer Wirkungen erzielt werden können, unterliegt keinem Zweifel.“ (pg. VIII.)

Letzteres ist durchaus unbestreitbar, und ich bin gewiß der Letzte, der die souveräne Gewalt der Töne über die Gemüthsstimmung des Menschen in Abrede stellt. Nur fragt es sich, ob es für die Entwicklung des Dramas zum Heil sein wird, Poesie und Musik sich so ergänzen und in die Hände arbeiten zu lassen und die Musik hier zu einer ancilla artis poeticae zu erniedrigen; denn eine andere Rolle spielt sie bei Bungereit nicht.

Poesie und Musik sind allerdings Schwesterkünste, die beide ihren Ursprung in dem Gemüthe haben. Ihr schwesterliches Verhältnis zeigt sich deutlich, wenn beide vereint aufzutreten, um ein neues Ganzes zu bilden, wie im gesungenen Liede. Man verwechsle aber nicht das Lied mit den Musikstücken im Volksdrama nach Bungereit'schem Sinne. Im gesungenen Liede stehen sich beide Schwestern ebenbürtig zur Seite und bilden dadurch gleichsam ein neues Produkt; im Bungereit'schen Volksdrama sind die Künste über- und untergeordnet, die eine wird von der anderen verbraucht. Wenn nun auch die beiden Künste Schwestern sind, die ihren Ursprung von einem gemeinsamen Stamm nachweisen können, so sind sie doch wieder an verschiedenen Stellen dieses Stammes entsprossen. Während die Poesie mehr dem grübelnden, meditativen Gemüthe angehört, ist die Musik das reine Kind des anbesangenen Gefühls, findet deshalb auch leichter Eingang in das Gefühlslieben.

Ich möchte die beiden Künste mit zwei anderen vergleichen: die Poesie mit der Malerei, die Musik mit der Plastik. Bei Musik und Plastik steht alles gleichsam greifbar vor uns, während bei Poesie und Malerei erst das grübelnde Gemüth, die Phantasie, zur Hilfe gerufen werden muß, um die gleiche Wirkung, wie die Schwesterkünste, auszuüben.

Ich halte es nun für eine Forderung und Aufgabe der Kunst, eine strengbegrenzte Kunstgattung, wie das Drama, auch nur durch Mittel auf das Publikum wirken zu lassen, welche im Bereich des eigenen Kunstarsenals liegen. Und so dies schwer ist, wird die Größe der Aufgabe um so lockender zur Lösung, der Preis aber auch um so köstlicher sein. Ein Hineinziehen einer anderen Kunstgattung zur leichteren, bequemeren Lösung eines rein dramatischen Problems gleicht dem gewaltthätigen Zerhauen des gordischen Knotens, ist aber nie und nimmer als eine ernsthafteste Lösung anzusehen!

Aus diesem Grunde halte ich auch das Melodrama mit Instrumentalbegleitung für ein unglückseliges Zwitwergding, das trotz der Merkmale eines Dramas kein Drama, trotz der Anklänge an die Oper keine Oper ist: ein künstlerischer (oder

künstlicher?) Schemen, der sich gelegentlich in sich selbst auflösen wird.

Vielleicht nimmt ein Vertheidiger des Melodrama's meinen vorigen Vergleich zwischen Poesie und Malerei auf der einen und Musik und Plastik auf der anderen Seite auf und sagt: wenn Malerei und Plastik sich in unseren modernen Panoramen zu einem einheitlichen, gebiegenes Kunstwerk vereinigten, warum sollten dies Poesie und Musik im Melodrama nicht auch thun? Das Melodrama ist ein ideelles Panorama der Gefühle!

Sehr wohl! Doch dürfen wir nie die Aufgabe aus den Augen verlieren, welche die Panoramen sich gestellt haben: sie wollen in erster Linie instruktive Veranschauligungsmittel sein, um historisch wichtige Momente oder Punkte auf verhältnismäßig kleinem Raume in plastischer Treue erscheinen zu lassen. Deshalb arbeiten sich die beiden Künste künstlich in die Hände, und um des angestrebten hohen Zweckes willen drückt man über das Künstliche ein Auge zu und bemüht sich, nicht an die Kunstspielerei, welche mit den Panoramen getrieben wird, zu denken. Wie ganz anders liegen doch die Verhältnisse beim Melodrama! Es will einzig und allein auf das Gefühl wirken und hat mit instruktiver Belehrung nicht das Geringste zu thun.

Der dramatischen Kunst ist mit diesem häufigen Eingreifen der Instrumentalmusik nicht allein nicht gedient: dem Dichtwerk wird sogar ein Schaden von großer Bedeutung zugefügt. Angenommen, es ist dem Dichter in einer ergreifenden Scene gelungen, das Innerste des Zuhörers zu erschüttern und aufzurütteln, so daß sein Nervenleben ganz und gar im Sinne des Dichtwerkes steht, daß er ganz in demselben aufgeht und nur noch Sinn für dasselbe hat: so wird eingreifende Musik ihm die Nervenregung künftigen und eine temperirte Stimmung herbeiführen, die ihn zwar nicht ganz abkühlt, aber die durch die Macht des Dichtergenies angehäuften Elektrizität vertheilt. Die elementare, aufregende Gewalt der Dichtung ist durch die besänftigende Macht der Musik gebrochen. Der Zuschauer mag sich bei der eintretenden „lauwarmen“ Stimmung behaglicher fühlen und der Musik danken, der Dichter aber wird ihr wenig Dank wissen; denn sie hat ihn den höchsten Triumph der dramatischen Poesie, das völlige Mitreißen des Hörers, durchkreuzt. Ein Werk mit fortwährenden Musikeinlagen wird daher einer leichtbewegten Wasserfläche gleichen, auf welcher ein Wellenberg jenseit die Höhe des anderen hat, nie aber einem mächtigen, sturmgepeitschten und vom Orkan durchwühlten Meere mit den schauerlich prächtigen Wellengiganten. Ersterer Anblick schläfert bald ein, während letzterer in der Brust des Beobachters einen Sturm aller denkbaren Gefühle erzeugt und nachhaltig auf das Gemüth wirkt.

Und wie unnatürlich solche Musikeinlagen meist sind! Ein Beispiel! Im 5. Auftritt des 3. Aufzuges von Bungereit's Spiel ist eine Zusammenkunft zwischen Hutten und seiner Mutter in packender Weise geschildert. Die gute Frau möchte ihren feurigen Sohn gern glücklich sehen, muß aber, theils von Schmerz, theils von Stolz erfüllt, erkennen, daß sie ihn „an die Menschheit verloren“ hat. Als beide sich nach einem kurzen, schmerzvollen Abschiede trennen, ruft die Mutter mit erhobenen Händen: „O Vorbeerkrone! O Doruenteckrone!“ Statt nun diese wunderschöne Scene einzig durch sich selbst wirken zu lassen, fügt Bungereit noch ein „kurzes Oboesolo hinter der Scene“ zur besseren Bearbeitung härterer Gemüther hinzu. Ich könnte solcher Beispiele noch mehr aus dem Bungereit'schen Werke anführen. Woher nimmt er nur die künstlerische Berechtigung zu solchem unnatürlichen Beiwerk? —

Noch auf eine Gefahr möchte ich hinweisen. Heutigen Tages schreibt so mancher Dramen, der auch nicht den geringsten Beruf dafür hat. Wendet sich der Schriftsteller nun in der gewohnten Weise an das Publikum, so wird dasselbe bald den Stab über ein unbrauchbares, unwirksames Werk gebrochen haben. Da ist nun der Musiker, welcher gleichzeitig mit der Thalia kokettirt, besser daran. Wo ihn seine Fähigkeiten als Dramatiker im Stich lassen, wo er sieht, daß es ihm trotz besten Willens nicht gelingt, die Gemüther zu bewegen, greift er flugs zur Harfe, und was der Dramatiker nicht erreichte, das erringt vielleicht der Musiker.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß dies bei Bungereit der Fall ist. Aber was bei dem reichbegabten Dichter-Komponisten nicht geschah, das muß vielleicht bei einem weniger

talentvollen Nachfolger zum rettenden Strohalm werden. Die Musik würde dann also die Rolle einer Betrügerin spielen!

Nach allem Gesagten kann ich kein anderes Urtheil fällen als: das von August Bungert für die Volksbühne empfohlene Melodrama mit Instrumentalmusik hat durchaus keine ebenbürtige Stellung neben dem reinen Kunstdrama und der Oper zu beanspruchen, sondern ist eine künstlerische Verirrung, die im Interesse der gedeihlichen Weiterentwicklung des Drama's entschieden bekämpft werden muß!

Geben wir jetzt zu einem anderen Charakteristikum der „Volksbühne“ über, so finden wir dasselbe darin, daß die Volksstücke nicht von berufsmäßigen Schauspielern, sondern von Volk, von Dilettanten, agirt werden sollen. Ich glaube, daß die Vertreter dieser Art von Volksbühne wirklich so naiv sind, ihrer Bühne um dieser Mitwirkung des Volkes wegen den Namen „Volksbühne“ gegeben zu haben. So wenig eine Arie zum Volkslied wird, weil ein Dilettant dieselbe singt, ebenso wenig ist irgend ein beliebiges Drama deshalb ein Volksstück, weil es von Dilettanten aufgeführt wird, ebenso wenig ist auch ein Theater ein Volkstheater, weil in dem Raume von Dilettanten etwas zur Darstellung gebracht wird. Nach allem zu urtheilen, leben unsere Bühnenreformatoren gar zu sehr am äußerlichen Schein und dringen zu wenig in das wahre Wesen der Kunst ein. Sie vergöttern die großen Diebe, und die kleinen hängen sie. Ober ist's nicht so? Da wird über die kleinen Liebhaberbühnen mit ihren Dilettantenvorstellungen lamentirt und daneben bestrebt man sich, solche Bühnen im größten Stil zu errichten und sogar Schüler für diese Aufführungen zu gewinnen; ja man preist es sogar als eine Art Idealzustand, daß bei einer Aufführung des Philoktet durch Schüler des Gymnasiums in Karlsruhe das begleitende Streichorchester aus Gymnasiasten bestand! —

Glaubt man wirklich, dadurch einen tieferen Eindruck auf das Volk im allgemeinen zu machen, daß die Spielenden selber Volk sind? Das wäre ein Irrthum! Nur die Verwandten interessirt's, zu sehen, wie das Familienglied spielt, das „Was“ tritt hierbei bedenktlich zurück, und ich behaupte, daß der Schauspieler von Beruf seiner Rolle ein bei weitem größeres Interesse entgegenbringt als der Dilettant, da er den künstlerischen Werth derselben ungleich besser zu schätzen weiß als jener. Nur selten wird sich auch der Dilettant so in den Geist der Rolle einleben können, daß er dieselbe nicht bloß spielt, sondern wirklich vor den Augen des Publikums lebt, wie dies ein tüchtiger Mine thun wird.

Ich glaube, daß ich mich an dieser Stelle nicht noch näher auf die Frage über das Dilettantenspiel einzulassen brauche, nachdem ich derselben in meiner Schrift über die Lutherfestspiele von pag. 151—154 eingehende Berücksichtigung geschenkt habe. Nur möchte ich an dieser Stelle noch nachdrücklicher auf die finanzielle Schädigung hinweisen, welche den Berufsspielern aus diesen Dilettantenbühnen, die unter dem vieldeutigen Namen „Volksbühnen“ ihren Dilettantismus geschildert zu verbergen wissen, erwächst. In Worms entstand eine Lutherbühne, in Münster am Stein soll ein Hutten-Sickingen-Theater erbaut werden. Derrient schreibt an einem Volksdrama „Gustav Adolf“. Es wäre im Geiste jener Bühnenreformatoren nur folgerecht, wenn dieser hochgeschätzte Dichter nun plötzlich mit einem Auftrufe hervorträte, ein Gustav Adolf-Volksbühnen bei Lützen zu erbauen, da „das Haus gerade an dieser Stelle seine besondere, anziehende Bedeutung“ habe, wie Bungert bezüglich seines Projektes für Münster a. St. sich äußert. Und bald würden nach diesem Muster rings im weiten deutschen Lande solche „Volksbühnen“ wie Pilze aus dem Erdboden aufschießen, von denen jede eine ganz besondere Spezialität pflegen würde; denn wir können mit Stolz darauf hinweisen, daß unser Vaterland reich an großen Männern war, die es verdienen, daß ihr Andenken dem Volke erhalten bleibt. Das gäbe gewiß eine gar herrliche Perspektive! Ich überlasse es jedem Leser, sich dieselbe deutlich und schön auszumalen.

Es ist ein gemeinames Kennzeichen unserer Bühnenreformatoren, daß sie sich gern an eine ganz bestimmte Scholle klammern und der Ueberzeugung leben, der Erfolg könne nur

an diesem Orte ihrer Dichtung blühen. Und doch soll die wahre Kunst überall ihre zündende Wirkung ausüben und nicht speibürgerlich in einem Fleckchen Erde wurzeln! Ich verwarf in meiner mehrfach zitierten Schrift die Spielerei, welche mit dem Lutherfestspiel von Storch und Wollschläger durch Aufführung in den Ruinen der Burg Mansfeld getrieben wurde. Ist aber Bungert's Behauptung, daß sein Unternehmen nur in Münster a. St. im Angesicht der Eberburg und auf dem Boden, auf dem Hutten und Sickingen einst lebten und firebten, rentabel und möglich sei, etwas anderes? In beiden Fällen hat man zuviel an die Pietät des Publikums, einem geschichtlichen Plaze gegenüber, zu wenig aber an die Gewalt einer großen dramatischen Dichtung gedacht und aus diesem Grunde die Kunst stiefmütterlich behandelt. Und daß Bungert sich im Irrthum befindet, beweisen die jenes Festspiele. Jena spielt doch gewiß im Leben des Reformators Luther nur eine sehr unbedeutende Rolle, der Boden ist also nicht so historisch merkwürdig wie mancher andere, und doch strömten jahraus Tausende und Abertausende zur Zeit der Festspiele an diesem Orte zusammen. Es ist also meiner Ansicht nach weniger der Ort, welcher die Sache nicht rentabel macht, als überhaupt die Idee, einem Festspielzuliebe gleich ein eigenes Festspielhaus zu errichten. Man verweise mich nicht auf das Festspielhaus in Bayreuth. Da liegen die Verhältnisse anders, da haben wir es mit einem Bau zu thun, den ein unendlich großer musikalischer Genius erstehen ließ, um eine Aufführung seiner unsterblichen Werke zu ermöglichen, die auf anderen Bühnen noch gar nicht möglich war, später denselben aber als Norm diente. Man zeige mir erst den gewaltigen dramatischen Genius unter unseren neuen Bühnenreformatoren, der ein gleiches Recht für seine Schöpfungen beanspruchen dürfte. Ich kenne keinen.

Ein jeder der modernen Bühnenverbesserer hat so seine eigenen Liebhabereien, so seine individuellen Capricen. Hans Herrig legt besonderes Gewicht auf den Mangel der Decoration als vorzüglichstes Rettungsmittel für unser Theater und liebäugelt nebenher mit dem Chorgesang, während der Mustter Bungert vor allen Dingen der Musik eine heilsame Wirkung für die Bühne zuschreibt und daneben, Herrig zuliebe, auch die decorationlose Bühne belobpreist; der einzige Unterschied liegt also in der stärkeren oder schwächeren Betonung der gleichen Forderung. Sonst sind sie in allen Punkten vollkommen einig.

Eingigkeit macht stark! Wäre diese Stärke zum Heil für unsere Bühnen, ich würde gewiß der Erste sein, der sie unterstützte. Aber diese Stärke bringt dem Theater nur neue Gefahren, ohne die wirklich bestehenden Schäden zu heilen. Das große Publikum aber, welches sich keine Zeit läßt, tiefer in die Sache einzudringen, findet die Neuerungen ganz verständlich, jauchzt denselben zu, unterstützt sie und arbeitet dadurch — noch dazu unter dem erhebenden Gefühl, ein gut Theil zur Gesundung der deutschen Bühne mit beigetragen zu haben — nur an dem gründlicheren Verfall dieses Volkserziehungsinstituts. Wähten doch recht viele Kritiker sich finden, die dem Publikum, unbekümmert um den Groll gewisser Kreise, bei Zeiten die Augen öffnen und die Blicke desselben von den eingebildeten auf die wahren Schäden der deutschen Bühne und die Mittel und Wege zu deren Heilung lenken! Zur Gesundung der franken deutschen Bühne ist durchaus keine Umkehr nöthig, wie sie von Bungert und Herrig gepredigt wird, sondern nur Einkehr und Besinnen auf sich selbst und ihre Aufgabe. Und was dem deutschen Theaterpublikum noth thut, sind wahrhaftig keine neuen Festspielhäuser in romantischer, von Sage und Geschichte umrankter Gegend, sondern nur gediegene Kunstkritiker mit deutschem Herzen und Gemüth, die den jetzt vielfach verdorbenen Geschmack des Publikums zu läutern und in die natürlichen Bahnen zu lenken verstehen. Ist dies erst gelungen, dann ist auch die Gesundung der Bühne erreicht. Diesem Ziele laßt uns mit Ernst entgegenstreben!

Gustav Adolf Erdmann.



## Land- und Hauswirthschaft.

## Erfahrungen im Anbau von Speisekartoffeln.

Von L. Danger in Neubof bei Reinfeld, Holstein.

Das Jahr 1888 war in vielen Gegenden für den Kartoffelbau außerordentlich ungünstig. Der Winter hatte lange gedauert, der um Mitte März massenhaft gefallene Schnee wich spät und hinterließ den Boden in einem „wassersteifen“ Zustande, dem Gegentheil der erstrebten Bodengabe. Demgemäß konnte hier in günstigen Fällen erst um Mitte April mit der Bodenbearbeitung und dem Auspflanzen der Kartoffeln begonnen und diese Arbeit erst in der zweiten Hälfte des Mai vollendet werden.

Weine vom 16. — 20. April gepflanzten Frühkartoffeln, als frühe Kaiser-Treib-, die derselben sehr ähnliche, jedoch etwas spätere und größere lange gelbe Finger- oder Sechswochenkartoffel, die frühe rothe Rosen- (Early Rose) und die mittel-frühe gelbe Eierkartoffel zeigten das erste Kraut um Himmelfahrt (10. Mai), die zu Anfang Mai gepflanzten mittelfrühen Sutton's Magnum bonum und die blauschaligen, gelbfleischigen „Hummelhainer“ durchbrachen erst Ende Mai den Boden.

Am 27. Juni begann die lange, mit wenigen Unterbrechungen etwa 8 Wochen dauernde Regenperiode, welche uns im Juli mehr Niederschläge brachte, als ein Zulimonat der vorhergegangenen letzten 30 Jahre.

Dabei überraschte die um Mitte Juli allgemein stark auftretende Kartoffelkrankheit die Knollen in einem sehr jugendlichen Zustande. Die Korfhaut der Knollen war mit Beginn der Krankheit noch ungemein zart, dünn und weich, sodaß die von dem steten Regen niedergespülten Sporen (Samen) des „Kartoffelpilzes“ [Phytophthora (Peronospora) infestans] mit Leichtigkeit die wenig Widerstand bietende Schale der unreifen Knollen durchdringen und diese anstecken konnten.

Unter solcher Bewandniß erscheint es besonders gerechtfertigt, über die Widerstandsfähigkeit verschiedener Kartoffelsorten gegen die Knollenkrankheit ein durch längeren Anbau gewonnenes Urtheil zu befestigen.

Die von mir angebaarten 6 genannten Sorten Speisekartoffeln wuchsen theilweise auf mildem, theils auf lehmigem Boden, hatten Erbsen und Bohnen als Vorfrucht und im Frühjahr Stalldünger erhalten. Die Frühkartoffeln erreichten normale Größe, die andern  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  einer solchen.

Als sehr empfindlich gegen die Knollenkrankheit zeigten sich, wie stets bei nassem Wetter, die frühe Kaiser-Treib-, die Sechswochen- und die Eier-Kartoffel. Von den nicht vor Beginn der Krautfäule (Mitte Juli) geernteten Knollen erlagen rund 75 Proz. dem frühen Verderben. Obwohl diese Empfindlichkeit der genannten Sorten gegen die Krankheit längst allgemein bekannt ist, läßt man sie, ihres Wohlgeschmacks wegen, doch nicht gerne eingehen, denn in trockenen Jahren sind sie sehr werthvoll.

Die seit ca. 25 Jahren in Deutschland massenhaft verbreitete herrlichste Züchtung des Hr. Dreise, Early Rose oder die frühe rothe Rosenkartoffel (nicht zu verwechseln mit der mittelfrühen weißen Rosen- — Züchter Koppel — und der gelben Rosenkartoffel — Züchter Thornton —) hat sich auch in diesem Jahre vorzüglich gemacht. Sie war mit Eintritt der Krautfäule nahezu oder gänzlich reif, hat fast gar keine frange Knollen und auch auf lehmigem Boden Mittelserträge geliefert.

Weit weniger bekannt und verbreitet ist die ausgezeichnete Züchtung der englischen Kartoffelfirma Sutton and Sons Magnum bonum. Sie wurde erst 1878 in den Handel gebracht und liefert auf fast allen Bodenarten, besonders auf solchen mittlerer Bindigkeit, hohe Erträge. Die Knolle ist glatt, walzenförmig, etwas platt, artet mitunter zu mehr rundlicher Form aus, die natürlich dann nicht als Pflanzgut verwendet werden sollte. Die Kartoffel hat flachliegende Augen und hellgelbes Fleisch, dessen Farbe sich durch Lagerung und beim Kochen nicht verändert. Der Krautwuchs dieser Sorte ist ein hoher und sehr kräftiger, weshalb derselbe auf unreinem Acker die Unkräuter verhältnißmäßig gut unterdrückt.

Auf dem englischen Markte ist Sutton's Magnum bonum eine der beliebtesten Speisekartoffeln.

Ich habe diese werthvolle Sorte seit 4 Jahren angebaunt, sowohl auf schwerem Lehm-, als auf mittlerem und leichtem

Boden. Mit den Resultaten bin ich stets besser zufriedener gewesen, als mit irgend einer andern Kartoffel, weil sie quantitativ hohe Ernten an gefunden, wohlischmackenden Knollen liefert, gut ausfiebt und sich, ihrer hellen Färbung und Größe wegen, leicht beim Sammeln finden läßt, auf dunklem Boden besser als dunkelfarbige, mehr rundliche Sorten.

In diesem Jahre, in welchem die Vegetationszeit der Kartoffeln eine sehr kurze war und deshalb bei den meisten mittelfrühen und späten Sorten die Knollengröße höchstens  $\frac{3}{4}$  der normalen beträgt, hat Sutton's Magnum bonum in der durch Siebe gesonderten Primawaare immerhin 8 — 10 cm Länge und 5 — 6 cm Querdurchmesser im Durchschnitt. Auf Mittelboden erntete ich, pro ha berechnet, 619 Centner, entsprechend  $2\frac{1}{2}$  mal dem Ertrage einer guten Mittelernnte in den hier vorzugsweise gebauten blauschaligen Hummelshainern und gelben Eierkartoffeln. Der genau ermittelte Procentsatz an franken Knollen betrug nur 0,3, war also fast gleich Null.

Im Jahre 1886 erzielte ich pro ha 714 Centner, gleichfalls fast nur gesunde Knollen.

Da die Keimlingen von Sutton's Magnum bonum spät austreiben, so ist sie auch im Frühjahr bis dahin, wann es neue Kartoffeln giebt, sehr werthvoll.

Diese mittelfrühe, etwas später als die gelbe Eierkartoffel reisende Sutton's Magnum bonum ist nicht zu verwechseln mit der frühen, kurz nach der Early Rose reisenden American Magnum bonum. Letztere ist eckig-rund, hat tief liegende Augen, weiße bis rothbräunliche Haut, schneeweißes Fleisch und, gleich Sutton's Züchtung, sehr hohes, kräftiges Kraut.

Als ziemlich widerstandsfähig gegen die Kartoffelkrankheit und für schweren Boden vorzüglich geeignet hat sich wiederum die auf den besseren Bodenarten des süddischen Holsteins vorzugsweise angebaute, wahrscheinlich mit der „Hummelhainer“ identische, blauschalige Kartoffel bewährt. Die rundliche Knolle ist etwas glatt, ihre Schale ist — je nach den Reifestadien — violett bis dunkelblau, ihr Fleisch im rohen und gekochten Zustande gelb, die normal ausgebildete Knolle ziemlich groß, die Augen liegen mittelflach. Die Kartoffel bleibt bis ins späte Frühjahr wohlischmackend, tocht etwas hartlich und hat vor vielen andern Sorten den hochzuschätzenden Vorzug, daß bei ihr die Knollenkrankheit weniger in Form der Naßfäule auftritt, als in der minder verderblich werdenden Trockenfäule. Letztere entsteht aus der Naßfäule, nimmt ihren Weg, wie diese, von außen nach innen, jedoch findet die Zerückung des Fleisches der Knolle, des Stärkemehl führenden Zellgewebes, von innen nach außen statt. Die Rindenschicht der Knolle unterliegt daher in der Regel zuletzt der Vermoderung. Zuweilen ist die erkrankte Kartoffel schon ganz verstockt, während die Rindenschicht noch gar kein Erkranken erkennen läßt.

Wo die Hummelshainer, hier kurzweg die blaue Kartoffel genannt, früh ausgepflanzt wurde, d. h. in diesem ungünstigen Jahre Ende April und Anfang Mai, da ist sie befriedigend gediehen und hat nur 5 — 15 Proz. frange Knollen geliefert. Quantitativ entspricht dann die diesjährige Ernte unserer „Blauen“ nur einer halben Mittelernnte, eine volle auf 240 Centner pro ha angenommen. Spät, d. h. gegen Mitte Mai ausgepflanzte Knollen ergaben kaum  $\frac{1}{5}$  einer Mittelernnte, auch bis zu 30 Proz. frange Knollen auf schwerem Boden.

Immerhin ist das Ergebnis ein im Verhältniß zu manchen andern Sorten, namentlich im Vergleich mit der von Naßfäule stark heimgesuchten gelben Eierkartoffel, ein günstiges.

## Eine empfehlenswerthe Seckenspflanze.

Gewiß wird ein jeder wissen, daß die Entfaltung von Gartengrundstücken u. unter besonderen Verhältnissen eine schwierige und nur allzu oft auch kostspielige Sache ist. In den meisten Fällen aber trägt die unrichtige Wahl des Pflanzmaterials allein die Schuld, und sei deshalb hier auf eine Pflanze aufmerksam gemacht, welche die geringsten Ansprüche an Boden und Lage stellt. Auf trockenem, schlechtem Boden (Sand, Kiesel, Gerölle u.) in rauester, aller Unbill der Witterung ausgelegter Lage ist ganz besonders der echte schwedische Bordorn als beste Secken- und Schutzpflanze zu empfehlen. Dieser, eine Art des Luceum europaeum, gedeiht auf ganz leichtem Boden immer noch vor-

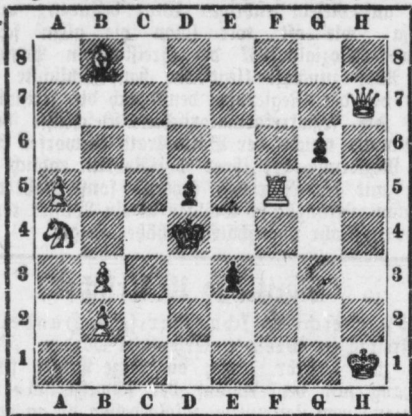
trefflich. Der schwedische Vordorn gedeiht nach der Anpflanzung fast ohne jede Pflege und gelangt durch sein schnelles Wachstum bald zu einer dicht verzweigten Decke, ist sehr lebens- und widerstandsfähig und macht an Boden und Klima äußerst bescheidene Ansprüche; während dem gegenüber der Weißdorn nur auf gutem Boden gedeiht und viel langsamer wächst. Ebenso wenig wird der Vordorn von Vieh oder Wild beunruhigt, da demselben der Geruch unangenehm ist. Diese selten bei einer Pflanze vereinigten nicht zu unterschätzenden Eigenschaften lassen sie der Beachtung wohl werth erscheinen und ist es auch nur zu wünschen, daß der schwedische Vordorn in unserer Gegend recht viel angepflanzt werde, da unsere Weißdorn- und Liguster-Hecken in den meisten Fällen viel zu wünschen übrig lassen. Am leichtesten und billigsten kommt man zu einer dichten und schützenden Vordornhecke durch Anpflanzung von Stecklingen; diese wachsen sehr sicher und bilden in kurzer Zeit einen dichten, undurchdringlichen Zaun. Die beste Pflanzzeit ist im Herbst vom Anfang Oktober bis Frost eintritt, und gräbe man dazu den Boden 20 cm tief, 80 cm breit, hebe einen 60 cm breiten, 20 cm tiefen Pflanzgraben aus, und nun ziehe man zwei Schnüre 40 cm von einander und je 10 cm von der nächstliegenden Pflanzgrabenwand entfernt und pflanze die Stecklinge mit jeder Schnur eine Reihe in 20 cm Abstand, so tief, daß nur 3 bis 4 cm über dem Boden stehen. Nach dem Zuschütten des Pflanzgrabens trete man die Erde rund um die Stecklinge fest an und halte Ankraut fern, damit die jungen Triebe weder überwuchert noch erstickt werden können. Auf diese Weise erzielt man durchschnittlich in 4 Jahren einen Zaun von 1 bis 1½ m, der nichts zu wünschen übrig läßt, wohingegen die Weißdornhecken eine viel längere Zeit gebrauchen, um diese Höhe zu erreichen und sind die Vordornhecken überdies viel dichter und widerstandsfähiger als jene, weshalb ihre Anpflanzung zu empfehlen ist.

**Schach.**

Bearbeitet von E. Schallopp.

**Aufgabe Nr. 325.**

Von F. v. Gottschall in Leipzig. (Beobachter, Brunn.)



Weiße steht an und setzt im 3. Zuge matt. (8+4.)

**Lösungen.**

Aufgabe Nr. 319. Von Dr. S. Gold in Wien. Weiß (5): Kc8, Df8, Ld3, Sd4, Bf2; Schwarz (4): Ke5, Lc4, c3, d5; 2 Züge.

- 1. Df8-h6      Ke5-d4      1. ....      Lc3-d4
- 2. Dh6-e3+      2. f2-f4+      1. ....      b5-b4

Richtig angegeben vom atademischen Schachklub zu Halle.

Aufgabe Nr. 320. Von S. Besting in Riga. Weiß (5): Ke1, Dc5, Sc3, Bg4, h3; Schwarz (4): Kf3; 3 Züge.

- 1. Sc3-e4      Kf3-e4      1. ....      Kf3-g2
- 2. Ke1-e2      Ke4-f4      2. Dc5-f2+      Kg2-h1, h3
- 3. Dc5-f5+      3. Se4-g3, Dg5-g3+      3. Se4-d2, Dg5-g3+

Aufgabe Nr. 321. Von Dr. Gustav Steg in Würzburg. Weiß (6): Ke7, Da4, Th3, Sc3, Bf2, h3; Schwarz (5): Ke5, Lh1, Bf4; 2 Züge.

- 1. Th3-g3      f4-g3      1. ....      Lh1-e4
- 2. f2-f4+      2. Da4-a1+      1. ....      b5-b4
- 3. Tg3-g5+      2. Tg3-g5+      1. ....      b5-b4

Richtig angegeben von Hans Dietrich in Bielefeld bei Roburg.

Audspiel Nr. 89. Von van Nijet in London. Weiß (3): Ke8, Dd3, Bb7; Schwarz (4): Ke8, Dd3.

Für die Redaktion verantwortlich: S. S. Dr. H. Koch in Halle.

- I. 1. Db3-b4      Dc5-d5, f3      4. Ka8-a7      Dh1-h7
- 2. Db4-a4+      Ka6-b6      5. Bb2-b6+      Ke5-d5
- 3. Da4-b3+      2c.      Auf Ke5-c4 dieselbe Fortsetzung.
- II. 1. ....      Dc6-g2      6. Ka7-a6      Dh7-d3+
- 2. Db4-a3+      Ka6-b5 (b6)      7. Dd6-b5+      2c.
- 3. Da3-b2+      2c.      B. 2. ....      Ka6-b5
- III. 1. ....      Dc6-h1      3. Da3-b2+      Kb5-c4
- A. 2. Db4-a3+      Ka6-b6      4. Ka8-a7      Dh1-h7
- 3. Da3-b2+      Kb6-c5      5. Ka7-a6      Dh7-g6+
- Wenn nach c7, so 4. Db2-h2+      2c.      6. Dd2-b6      2c.

**Kleine Mittheilungen.**

**Match Steinitz-Tschigorin.** Wie verlautet, hat die unternehmungslustige Schachgesellschaft zu Havana einen Match von 20 Partien zwischen Steinitz und dem bekannten russischen Meister Tschigorin arrangirt, der im Januar in Havana gespielt werden soll. Wenn dieser Wettkampf wirklich zu Stande kommt, wird die Schachwelt den thätigen, freigebigen havanaer Schachfreunden sehr zu Dank verpflichtet sein; denn von allen Schachspielern der Zeitgenossenschaft hat vielleicht keiner soviel Chance, im Kampf mit dem alten Matador ein günstiges Resultat zu erzielen, als gerade der junge aufstrebende russische Meister. (Frankf. Schach.)

**Berlin.** Im Turnier der Berliner Schachgesellschaft verlor Heyde gegen Hübner, Holländer gegen v. Schebe; Gillen machte gegen Schallopp remis, der seinerseits gegen Reidanski gewann, während der letztere über Rembe den Sieg davontrug. Eine zwischen v. Schebe und Rembe begonnene Partie kam noch nicht zum Schluß.

**Räthsel.**

**Logogriff.**

Von W. S. in Halle.

Groß, klein, kurz, lang, bald rauch, bald jart,  
Schant aus fünf Zeichen meine Art,  
Ein Sprichwort selbst läßt sich herbei  
Und preiset mich, wenn ich noch neu;  
Ich bin fürwahr ein nützlich Ding,  
Die Frauen wissen's alle.  
Nimmst doppelt du ein Zeichen hin,  
Bin ich ein Ort bei Halle;  
Die Zeichen dann in andrer Reih'  
Bin ich ein andrer Ort nahebei,  
Wo in der schönen Sommerszeit  
Sich jung und alt gar oft errent,  
Wenn frische, frohe Wanderlust  
Das Herz ergreift und schwellt die Brust;  
Und sicher, dem Gollender Kind  
Dies wohlbekannte Orte sind!

**Charade.**

Von "..."

Welch streble drei in der zwei Ersten Runde,  
Die, wie du weißt, nicht Goethe selbst errann:  
Der Mensch sei glücklich, weil zu jeder Stunde  
Des Lebens Sterker er verlassen kann.  
So einer denkt: wozu den Himmel bitten?  
Ein Schuß macht frei von Qual und Verdruß,  
Nichts hält mich mehr, wenn ich mit einer dritten  
Entschlossen springe in den tiefsten Fluß.  
Doch wenn er's thut, begeht er ein Verbrechen:  
Ein Leben steht ja der Natur er dann,  
Die nicht einmal, um sich an ihm zu rächen,  
Ihn auf das Ganze noch verlassen kann.

**Arithmogriff.**

Von "..."

- |     |     |     |     |     |     |     |     |     |     |     |                              |
|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|------------------------------|
| 1.  | 2.  | 3.  | 4.  | 5.  | 6.  | 7.  | 8.  | 9.  | 10. | 11. | preussische Stadt.           |
| 2.  | 3.  | 8.  | 6.  | 7.  | 6.  | 2.  | ... | ... | ... | ... | deutscher Schriftsteller.    |
| 3.  | 9.  | 1.  | 6.  | 10. | ... | ... | ... | ... | ... | ... | Komponist.                   |
| 4.  | 6.  | 3.  | 4.  | 5.  | 6.  | 10. | ... | ... | ... | ... | Theolog.                     |
| 5.  | 5.  | 2.  | 7.  | 1.  | 9.  | 2.  | 11. | ... | ... | ... | berliner Professor.          |
| 6.  | 8.  | 6.  | 2.  | 4.  | 1.  | 9.  | 2.  | 11. | ... | ... | berühmte Burg.               |
| 7.  | 6.  | 1.  | 10. | 3.  | ... | ... | ... | ... | ... | ... | Stadt i. d. Provinz Sachsen. |
| 8.  | 6.  | 10. | 4.  | 1.  | 9.  | 10. | 11. | ... | ... | ... | anhaltische Stadt.           |
| 9.  | 4.  | 11. | 3.  | 2.  | 7.  | ... | ... | ... | ... | ... | Königreich.                  |
| 10. | 3.  | 5.  | 6.  | 8.  | 6.  | 2.  | 11. | ... | ... | ... | sächsische Stadt.            |
| 11. | 10. | 3.  | 9.  | 4.  | ... | ... | ... | ... | ... | ... | Komponist.                   |

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

**Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:**

Des Räthselräthsel's: Musikstiller (Mueller - Stat.)  
Des Silbenräthsel's: Sardinen, Irene, Calenbourg, Heloise, Rhinoceros,  
Element, Gothenburg, Engadin, Nigelt, Bürger (ich regen bringt Segen).  
Des Anagramm's: auch - r = Urach, breit - a = Arbeit, sehen - i =  
Fessen, Amur - t = Traum, Greif - i = eifrig, roß - c = Chor,  
Alm - h = Wahl, Wetter - j = Meister, Meter - o = Meteor, Art - x =  
Bart, Wand - o = Wodan, fort - f = Forst, Deut - t = Duett,  
mal - l = Alma, Kreuz - c = Bruder, Kose - h = Heros (Kast' ich,  
so rost' ich).  
Des Arithmogriff's: November, Oboc, Berne, Eber, Moor, Bern,  
Eber, Rom.  
Des Logogriff's: Mainz, Braum.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.

